

fehlenden in der Verfolgung außer Gerechtigkeit aufzuführen werden, ein taugliches Mittel zu sein, dessen sich jetzt oft noch die Radikalität mit Erfolg bedienen darf. Je mehr das Recht mit seinen bedenklichen Konstitutionen in das Volk eindringt, desto stärker muß auch das Rechtsgefühl sich entwickeln, desto mehr schwindet die unbedachte Furchtsucht, desto mehr Gründe ist es dringender zu wünschen, daß das deutsche Volk die noch bis zum Inkrafttreten des neuen Rechts während der Zeit dazu benutzen sollte, sich mit den Hauptbestimmungen desselben bekannt zu machen.

* Eine Nothzeit fondergelegenheit hat sich der „Vorwärts“ wieder einmal zu Schulden kommen lassen. Wie das Blatt seiner Zeit sich durch die graue Katastrophe bei der Kaiserkrönung in Moskau veranlaßt fühlte, dem Kaiser Nikolaus II. zu prophezeien, daß er wie König Ludwig XIV. von Frankreich über den Blutgrüß erden würde, so hat er den furchtlichen Brand im Zeughaufe von Metz nicht vorübergehen lassen, ohne ihn für die sozialdemokratische und die anarchische Sache auszubeten. Der „Vorwärts“ begleitet dieses Unglück mit folgenden Worten:

Die furchtbare Explosion in Metz, die Tugenden von Menschen das Leben gekostet, verwundet und die noch im Entstehen begriffenen Charaktere nach von unseren Patrioten tödlich zum Kampf für Ordnung, Sitte und Religion fruchtlos lassen, wenn nur ihre Urtheile in Dunkel gehüllt wären oder sich in Dunkel hätten lösen. Aber sie liegen zu klar zu Tage. Man hat es da nicht mit dem fantastischen Irren eines modernen, sondern mit dem maßvollen, dem schmerzhaften, dem mit menschlichen Einrichtungen. Da schreit natürlich das Patrioten-Herz. Ein Wort des Mitleids über die Opfer, die ein unglückseliger Zufall gefordert hat, sondern nur ein maßlos geblühender Ausfall gegen diejenigen, welche die anarchischen Vandalenattentate mit anderen Augen ansehen, als die Sozialdemokratie! Das ist die Sprache der berufsmäßigen Volksbegleiter, die — Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit predigen und die den Timmer auf Erden herbeiführen wollen. Wie lange noch werden die christlichen Arbeiter sich diese schimpfliche Führerschaft gefallen lassen?

* Der „Vorwärts“ theilt seinen Lesern einen Extract des russischen Kriegsministers Bannowski an den General Demogorin mit, in welchem dieser benachrichtigt wird, daß das Kriegsministerium neuerdings die Propaganda revolutionärer auswärtiger Elemente in russischen Provinzen als gefährliche Verbrechen aufzufassen Schriftsteller betreiben werde. Den schimpflichsten Wünschen des „Vorwärts“ und seiner Anhänger würde die Korrumption der Arme sicherlich entsprechen.

* Nach einer Mitteilung des Auswärtigen Amtes hat der General Simon Sam seine Wahl zum Oberhaupt der Republik Ostpreußen abgelehnt.

Eisenbahnen in Ostpreußen. Ein merkwürdiges Zusammenreffen ist es, das gleichzeitig mit dem Einbringen der Denkschrift über die heußische Ostpreußen Centralbahn auch in London die erste Rate von 50,000 Pfund für den Bau der Konstruktionskommissionen vom Parlament verlangt worden ist. Darin liegt für uns ein neuer Antrieb, den Bau möglichst zu beschleunigen; außerdem wird es für uns, wie für alle anderen Kolonialstaaten, immer dringlicher, zur Aufschließung der Kolonien Eisenbahnen zu bauen. Daher kann es wohl sehr wohl als feststehend bezeichnet werden, daß dem Reichstage in seiner Herbstsession Vorlagen über Eisenbahnbauten in Ostpreußen wie in Südwestafrika zugehen werden. Im letzteren Schutzbereich werden die Bahnen im nördlichen wie im südlichen Theile von Gesellschaften mit englischen Namen gebaut werden.

* Wie die „Deutsche Arbeiterzeitung“ hört, sind Forderungen im Ganzen, einmündigen beträchtliche Mengen von verschiedenen Gerbmaterien aus Südwestafrika zum Deutschland zu schaffen, um damit umfassende praktische Gerberstudien anzustellen zu lassen. Ob die selben ein positives Ergebnis haben werden, bleibt abzuwarten. Besondere Beachtung verdient die deutsche Gewerbezeitung, welche die Forderungen einzelner industrieller Kreise, unter anderem mit einem Verleihen auch einen kleinen praktischen Versuch anzustellen lassen.

Rußland.

Anläßlich des Einzugs des Zarenpaars in Petersburg veröffentlicht der „Standard“ einen Artikel über die politische Lage in Russland und erklärt, daß wenn hauptsächlich eine Kriegseloge besteht, diese nicht von der Zeit her, sondern von der Zeit her, die sich nicht so genau bestimmen, noch ein Krieg ausgebrochen, was die Ursache und die Ursachen eines Staates zu bezeichnen, dessen Grundgedanke es strebt.

Spanien.

Spanisch-französische Allianz. Schon vor einiger Zeit erhoben sich spanische und französische Stimmen, die von einem Anschluß Spaniens an den sogenannten Dreierbund reden. Neue Nachrichten haben solche Hoffnungen jetzt durch spanisch-französische Verbindungen in den beiden Reichsteilen der Provinz Galicien und Asturien gestützt, gefunden, wo sich französische Gesandte zu Besuch aufhalten. Nicht nur die liberale und republikanische Presse Spaniens zeigt sich trunken in dem Gedanken eines engeren Anschlusses ihres Landes an die romanische Schwelmer-Nation, auch die Pariser Presse erwidert sich in Lebenswichtigkeiten und der „Aiglon“ geht sogar so weit, Cerona und Jerez mit Kroatien und London, das heißt die spanisch-französische Verbindungen mit den russisch-französischen gleichzusetzen.

Frankreich ist das Land, wo die schwersten, freilich großen Theils selbstverschuldeten Sorgen Spaniens wegen Rußlands nicht das rechte Mittelglied erweisen. Die spanische Regierung ist im Begriff, einen neuen großen Anlauf zu nehmen, um das kubanische Inselreich wieder möglichst noch vor der nordamerikanischen Selbstständigkeit her zu werden, aus der wahrscheinlich die für die Unabhängigkeit Rußlands eintretende republikanische Partei Reiz hervorgehen wird. Ob oder Spanien, wenn es mit den Vereinigten Staaten in offenen Streit tritt, auf eine mißliche Unterwerfung Frankreichs rechnen sollte, ist sehr fraglich. Dieses wird sich die Lage Spaniens dadurch zu Tage machen, daß es seinen eigenen Einfluß in Marocco gegen den englischen wieder zu stärken sucht. England müßte in dem Verdrößerungsrausch auf dem ersten Seiten in offenen Streit mit Rußland und London, das heißt erst recht erlauben, daß der „Sociedad“ einem öffentlichen Organ der konservativen Ministeriums Canovas — die ganze Geschichte unheimlich vorkommt, wie die Abwicklungsbereitungen betreiben.

Ganz klar hat sich bisher die russische Presse zu dem angeblichen Anschluß Spaniens an den sogenannten Dreierbund verhalten. Was sollte auch Rußland für Vorteile von einem so schwachen Bundesgenossen erwarten, dessen Interessen sich mit den russischen in keiner Weise berühren? Der in der Pariser Presse zu Tage tretende Ueberdramatik, die Bezüge mit Kroatien und London, die bei den Russen an der spanischen Küste unterlaufenden republikanischen Propaganda werden in Russland nicht den besten Eindruck hervorzubringen. Der „Vorwärts“ hat sogar berichtet, daß die Spanier vor den Franzosen gewarnt, die bei ihrem Vordringen nur Vorteile für sich in Marocco im Auge hätten. Danach wird der romantische Versuch wohl mit einer starken Ernüchterung endigen.

Italien.

Ein mehrwöchiges Verlangen stellt das italienische Revolutionskomitee an die Großmächte, insofern es beschließen hat, den Kampf ununterbrochen fortzusetzen, um so die Großmächte vollständig zu zwingen, militärisch zu intervenieren und dem Vortage ein Ende zu machen. Das Ausschüsse Komitee rechnet nämlich darauf, daß, wenn einmal eine christliche Macht Truppen auf Aetna getrieben haben werde, es mit der kirchlichen Herrschaft dort zu Ende sei. Denn diese Macht werde bei ihrem Abzuge sich wohl fühlen, die Schwach auf sich zu haben, daß sie die Truppen zurückziehen gelasse und sie abends die Insel zur Unterdrückung und Gegenüberstellung ausgeliefert habe. Es wird dann dieser Macht nichts Anderes übrig bleiben, als Aetna den Griechen auszuliefern. Das Revolutionskomitee rechnet darauf, daß England, Italien und Österreich gemeinsam Truppen in Konea, Nektano, Sardinia etc. auszuschießen werden. Dieser Truppen werde man zu dieser Expedition gar nicht benötigen, denn wenn nur jede dieser drei Mächte ein Duzend Mann ausstieße, so würden die Kretenier sich schon fügen und die Waffen niederlegen. Sie wollen diese eine europäische Intervention heraufbeschwören, damit die Truppen die Insel räumen, worauf die Kretenier auf ihren Anblick an Griechenland belassen würden. Die drei Mächte würden dann wieder abziehen, aber dann würde ein griechisches Truppenkorps auf Aetna landen.

Ob eine Macht — welche das Ausschüsse Komitee meint, wird nicht gesagt — oder ob England, Italien und Österreich im Verein geeigelt sein werden, für Griechenland die Katanen aus dem Feuer zu holen, das ist eben die Frage, die sich jetzt stellt. In dem Augenblicke, in dem die Mächte bei der griechischen Regierung vorstellig werden wollen, um sie zu veranlassen, daß sie ihre direkte und indirekte Ermuthigung der Kretenier aufgiebt.

Telegramme.

Berlin, 6. Juli. In der Kapelle des Dom-Kandidatenstiftes hat heute die Zeremonie für den verstorbenen Oberhofprediger Engel stattgefunden. Vor Beginn der Feier erschien der Chef des Postbureaus und legte im Auftrag des Kaisers einen prachtvollen Kranz nieder; auch die Kaiserin hatte einen solchen gefertigt. Gegen 3 Uhr trat die Kaiserin in Begleitung der Herzogin Wilhelm von Mecklenburg ein und wohnte dem Trauerakte bei, nach dessen Beendigung auf Allerhöchsten Befehl die Glocken der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis- und mehrerer anderer Kirchen geläutet wurden.

Leipzig, 7. Juli. Der Disziplinargerichtshof verwarf im Prozeß Westphal beide Revisionen und bestätigte das Urtheil des ersten Richters, nämlich 3 Jahr Gefängnis und Verlegung in ein anderes Amt. Die Kaiserin wurden zur Hälfte der Reichsgerichte, zur anderen Hälfte dem Anwaltgen aufgetragen.

Frankfurt a. M., 6. Juli. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Gera: Die Prokuratur, Wilhelm II., die Revolution von oben etc., welche dieser Tage in Jülich erschienen ist, wurde wegen der darin enthaltenen Majestätsbeleidigungen konfisziert.

Frankfurt a. M., 6. Juli. Der Spätnachricht Mar Fütter, früherer Unteroffizier der ostpreussischen Schutztruppe, wurde von der hiesigen Strafkammer auf Grund des § 340 des Straf-Gesetzbuches zu fünf Monaten Gefängnis verurtheilt, weil er einen von ihm Verhafteten aus der Straße und auf dem Polizeirevier mitgenommen hätte.

Hamburg, 6. Juli. Der Nachmittags 5½ Uhr führte in der Moorwendebrücke das Hauptgerüst eines Neubaus ein. Drei Arbeiter wurden getödtet, drei schwer und zwei leicht verletzt.

Wiesbaden, 6. Juli. Die Kaiserin Friedrich ist heute Mittag 1 Uhr zum Besuche des Königs von Dänemark hier eingetroffen. Sie nahm das Frühstück beim Könige ein und fuhr Nachmittag nach Kronberg zurück.

München, 6. Juli. Die Versicherung im Befinden des Prinzen Humboldt hält an; voraussichtlich wird der Prinz bald das Bett verlassen können.

Frankfurt a. M., 6. Juli. Der Reichspräsident von Oberhof verweigerte, unter einer Meldung dieser Blätter, die Beschäftigung des Reichstagsabgeordneten Wueb als Mitglied des Gemeinderaths von Mühlhausen mit der Begründung, daß Wueb keine Steuern zöhlte.

Paris, 6. Juli. In der Anstalt von Montpellier plagte gestern der Festschall. Zwei Injosen wurden tödtlich verletzt.

Widau, 6. Juli. In der Gemeinde Nuffin im Sorauer Komitat hat ein Großfeuer großen Schaden angerichtet. Beinahe das ganze Bau und Gut der Einwohner ist ein Raub der Flammen geworden. Auch eine Frau ist verbrannt.

London, 7. Juli. Wahlaktion. Stimmung fest. Preise unverändert.

Athen, 7. Juli. (Ganzsammlung.) Nach der vorgefertigen Berathung richteten die Vorkämpfer gemeinschaftlich freundschaftliche Rathschläge an die griechische Regierung und forderten sie auf, ihren Einfluß auszubieten, damit die Aufständischen die Zugeländnisse der Worte annehmen und weitere Munition- und Ausrüstungen nach Aetna verhindern. Die Antwort der griechischen Regierung sei noch unbekannt.

Aus Nah und Fern.

Unfälle auf See. Der Banzer „König Wilhelm“ verlor am Sonnabend, wie mehrfach berichtet wurde, auf der Fahrt eine Dampfmaschine, welche, durch den hohen Segelzug an das Gehalt einer Schwimmschiffe geschleudert, ein schweres Loch erhielt und sofort sank. Mit großer Anstrengung konnte sich die aus lieben Matrosen bestehende Besatzung auf die Schiffe retten. — Der Wallfahrtsdampfer „Parisi“ wurde nördlich von Nordfing von einem Walfisch angegriffen. Er ging nach 15 Minuten unter. Die Besatzung wurde vom Dampfer „Berg“ gerettet.

Der indische C. rechtigste entzogen. Der wegen dringenden Verdorbedachte in Graz in Untersuchung befindliche 41jährige Handelsreisende Freidard aus Bayern, welcher unangelegentlich eine Unschuld beteuerte, hat sich gestern Nacht im Gefängnis erhängt.

Schwermurder über Zeitschmerz. In Lemberg erschoss sich der Feldwebel Bezegun von 30. Infanterie-Regiment. Es ist dies seit Neujahr der 7. Selbstmord in diesem Regiment.

Italienische Briganten. In der Provinz Neolino in den Abruzzen wurde auf der Landstraße die Post von fünf Briganten überfallen. Sämtlichen Reisenden wurde die Beutelbörse entzogen und der Postkoffer mit 2300 Lire geraubt. Bald darauf überfielen dieselben Wüsthäter drei des Weges kommende Soldatskompagnie. Diese setzten sich zur Wehr und in dem sich entzündenden Kampfe wurde einer von ihnen durch Hinterschüsse getödtet, die Anderen wurden schwer verwundet.

Waver's Gericht. Der Tüschensicht — der zu Reihenben Laufende und Wberzeugungsbefindliche hat, daß sich auch nach seinem Tode ein Streich erlaubt, der ihm durchaus ähnlich sieht. Er hat seinen Glaubensgenossen in der jüdischen Gemeinde zu Berlin 3000 Thaler seiner — Argentinischen Kolonisationsgesellschaft vererbt. Die eingetragene ist im 10. Band der Zeitung „Krochelt“, wobei in Summa etwa 7 Millionen zu befragen; die Aktien sind genau so viel wert, wie ein Unternehmen auf dem Mond.

Von Feldmarschall Grafen von Blumenthal. Komte da jüngst ein alter, würdiger Herr ins Gasthaus „Zum weißen Hock“

bei Wirth, um sich ein wenig zu erfrischen. Der Wirth, in dem Geiste unischer den ehemaligen Offizier erkennend, fragte ihn, ob er wohl auch an der Schlacht von Wirth theilgenommen hätte. „Ich habe mich erwidert, daß ich nicht an der Schlacht, sondern an einem andern bishen angehen“ — und lenkte dann das Gespräch auf nebenstehende Dinge. Wie erlaube aber der biedere Offizier, als er, dem Geiste das Strebenbühnen mit der Bitte um Einsegnung seines Langens darreichte, die Unfertigkeit zu lesen lernte. „Feldmarschall Graf von Blumenthal.“ Er war der 66-jährige Schicksalskämpfer, der noch einmal gekommen war, das Standbild seines kaiserlichen Herrn in Augenblicke zu nehmen, dessen Enthüllung im vorigen Jahre bewußt worden ist; er war, durch Krankheit verhindert gewesen war.

Diplome über die am 18. Januar d. J. erfolgten Nothhelfer sind nunmehr vom Kaiser vollzogen worden und werden, der „Kön. Ztg.“ zufolge, im Laufe der nächsten Tage den Empfängern zugeleitet werden. Seit der Kronbefehlgebung König Wilhelm III. ist es Brauch geworden, die bei besonderen feierlichen Anlässen in den Adelstafeln erhabenen Personen durch ein ihnen gemeinames Gedenks- und Ehrenzeichen im Rahmen zu einer bestimmten Gruppe zusammenzufassen. Für die am 18. Jan. d. J. gewordenen 20 Offiziere ist nun als einheitliches Ehrenzeichen ein purpurnes Schuttschloß gewählt worden, in welchem Kreuzer und Schwert schüttschloß gewählt und durch einen eignen Charakter verbunden erschienen. Dasselbe sind in sämtlicher Taplane zur Begründung der Standeserhöhung die Worte aufgenommen: „In Anerkennung der im Kriege wie im Frieden geleisteten treuen und außerordentlichen.“ Einem seit 1888 eingetragenen Brauch zufolge haben die beiden Staatsminister Camphausen und Dr. Debrück, die am 18. Januar d. J. durch Verleihung des hohen Ordens von Schwaben ausgezeichnet wurden, in Ergänzung der ihnen durch den Orden selbst gewordenen Standeserhöhung Wappentafel und als Gedenkmal einen schwarzen Orden erhalten.

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung.

Leipzig, 6. Juli. (Einführung.) Am gestrigen 5. Trinitatis-Abend wurde hierher die neue Geyonin, Herr Pastor Schärer aus Schömann, durch den General-Superintendenten Herrn Berge in Begleitung in sein neues Amt eingeführt. Am nächsten Sonntag, den 12. d. Mts., wird das Missionsfest der diesseitigen Diözese im Park des Wirtshauses in Lucia abgehalten werden. Die Festlichkeit nimmt ihren Anfang um 3 Uhr Nachmittag. Sollte unangenehmes Wetter eintreten, so wird die Feier im Gohlis'sche Saal abgehalten werden.

Sachsen am Sarz, 6. Juli. Die Einweihung der Hofkirche ist nunmehr endgültig auf den 9. August angelegt. Am 8. August ist Nachmittag 5 Uhr ein Feiern auf dem Auerberg, Abends Kommer im Hotel Ludau. Am 10. August ist Frühmittag im Schützenhaus, 1/2 Uhr die Einweihung des Hofstufens. Von 4 Uhr an allgemeines Volksfest im Hofstufens. Am 11. August, 6. Juli. (Kaiser Wilhelm - Denkmal.) Voraussichtlich wird auch unter Stadt hat in Balde eines würdigen Denkmals für Kaiser Wilhelm I. errufen. Der Entwurf zu Beiträgen, den ein Komitee von 34 Herzen errufen hat, findet überall freudigen Anklang.

Verkehrs- u. v. n. (Aufhebung der Festschall.) Die Festschallbahn Wernshausen-Postrode wird mit ihre Aufgabe, schneller herbeiführen der zum Wiederaufbau Bortorres erforderlichen Baumaterialien, im Laufe dieses Sommers gelöst werden. Der Landtrah der Reiches Schmalbahn wird dabei bekannt, daß die Festschallbahn spätestens Ende Oktober d. J. eingeleitet werden wird.

Galbe, 6. Juli. (Missionsfest. — Landwirthschaftlicher Verein.) Gestern Nachmittag feierte der Missionshilfsverein der Diözese Galbe im Sodenbörder Wirth sein Jahresfest. Kaiser-Wedung hielt die Ehre. Superintendent Professor Dr. F. v. S. hielt die Festrede. Der Bericht erstattete Missionsinspektor Kaufmann, Berlin, das Schulwerk (nach Superintendent Dumb). Die Festkollekte ergab 100 Mark, als auch der Verkauf von Missionschriften wurde eine schöne Summe erzielt. Am Freitag Nachmittag feierte der landwirthschaftliche Verein der Galbe im Sodenbörder Wirth sein Jahresfest. Die Festrede hielt der Redner den Bericht über die Verfassungsbüchse der Verfassung im Sodenbörder Wirth ab. Der Festöffnungsreden des Vorsitzenden Heman-Brumby folgte ein von Dr. Schulte-Salle gehaltenes und die Stellung der Kaufmann in Dienste der Landwirthschaft behandelnde Vortrag. Für das Gedenkbuch sprach der Vorsitzende dem Redner den Dank der Versammlung aus. In diesen ersten zwei Theil schlossen sich Konzertvorträge der nächsten Musikkapelle und ein Tanzden.

Worms, 6. Juli. (Wetterbericht.) Heute ist das Wetter etwas ruhiger, nachdem bei liegendem Barometer die der Westwind neigt und heute Vormittag die Zerlegung des Wetters zum Ausflusse neigt. Die Temperatur liegts abends, während verregener Nacht und heute früh noch 4 Grad Wärme herrschen.

Leipzig, 6. Juli. (Prüfung. — Todtgefahren.) Gestern Nachmittag vertrieb nach längerem Warten der langjährige Präsident des hiesigen Landgerichtes, Herr Hof. Dr. Hermann Frick. Der Reichliche war erst kürzlich von einer langwierigen Krankheitskur aus dem Siden zurückgekehrt und hatte seine Amtstätigkeit wieder aufgenommen. — Todtgefahren wurde am gestrigen Vormittag inmitten des regen Verkehrs in der Grimmischen Straße eine einjährige gefellte, ältere, etwa in den über 30-jährigen Jahre. Die Reiche wollte die Straße überqueren und wurde dabei von einem von einem größeren Gefährtswagen, von dem sie ungrünlich und überfahren wurde. Die Reiche wurde der Verletzung über Kopf und Brust getroffen. Sie wurde nach der nächsten Polizeiwache gebracht und verlor hier in Folge Nachgutes in das Gehen. Wie die Schuld trifft, muß die nähere Untersuchung ergeben.

Wittenau, 6. Juli. (Verstümmelung eines Geistes.) Seit dem Abend des 3. Juli ist der Diakon L. aus Wittenau (paulus) verstorben. Da er früher schon einmal in eine Nervenklinik eingeliefert worden und mühe und in der letzten Zeit wieder Schwermuth an ihm zu beobachten war, ist zu bestreiten, daß sein früher geheiltes Leiden von Neuem ausgebrochen ist. Die letzte Woche führt über Wittenau des Niederkreis. Nicht unmöglich ist, daß er sich im Walde verirrt hat oder daß er in der Kämmerin in die Zofinader Walde geführt und bei dem Hochwasser weit Stromabwärts getrieben worden ist.

Wittenau, 6. Juli. (Stiftung für Diensthöten.) Der Herzog von Meiningen hat bestimmt, daß die ihm von der Stadt Meiningen zu seinem 70. Geburtstag zur Verfügung gestellten 6000 Mk. zu einer Stiftung für Diensthöten, die längere Zeit bei einer Diensthöten geübt haben, demart verwendet werden, daß die Hälfte des Zinses von des Herzogs Erbstatung an die Berechtigten vertheilt werden.

Wittenau, 6. Juli. (Pensionierung. — Beamten-töchter-Stiftung. — Widwinnigenanfall.) Der 1893 im hiesigen Waldkreis zum Nichtstagsabgeordneten gewählte rechtsfreie Hofkammerrath C. G. S. ist am 1. Juli nach Abgänger Diensten in den obersten Ruhestand getreten. Die letzte Wöde Sienach ist letztwillig von dem in Frankfurt a. D. verstorbenen Staatsrath Dr. G. bei einer Stiftung in Höhe von 120,000 Mk. zum Besten unerbittlicher Beamten-töchter zugewendet worden. Diese Stiftung wird den Namen „Caroline-Gesellschaft“ führen zur Erinnerung an die vereingete Mutter des Kaisers, Frau Karoline Gopel, die lange Jahre in Sienach gelebt hat und dort auch kirchlich-thätig war. — In unserer Stadt soll zu Michaelis d. J. eine Beamtenliste für Schwachmüthige errichtet werden.

Personalnachrichten.

— In der Johanniter-Ordenskirche zu Sonnenburg ist u. A. folgenden Ehrenritzen des Johanniterordens der Ritterlichkeit und die Investitur erteilt worden: dem Königlich sächsischen Major J. D. und Kammerherrn, auch Großproprietär



Trenne.

Nachdruck verboten.)

Roman von M. Schöpp.

36)

Die Greisin ſaß gebeugt in ihrem Stuhl; ihre Hände ruhten im Schooß. Sie fühlte ſich müde und gebrochen. Vielleicht weilte ihr Geiſt in der Vergangenheit. Als Alſen eintrat, belebten ſich ihre Züge.

„Das iſt ſchon von Ihnen, Peter, daß Sie heraufkommen. Nehmen Sie ſich den Stuhl und erzählen Sie mir — haben Sie Traute geſehen?“

„Nein, Tante,“ er begrüßte ſie herzlich, ohne indeß ihrer Einladung Folge zu leiſten. „Und ich will aufrichtig ſein; ich kam, um von Traute und von Ihnen Abſchied zu nehmen.“

„So wollen Sie fort?“

Nichts lag in ihren ruhigen Worten, das ihm ihre Ueberreicherung, ihr Bedauern verrathen. Er war einigermaßen erstaunt und unangenehm berührt.

„Ja, Tante, geſchäftlich — und ich habe Ihre Gaſtfreundschaft ſchon ſo lange genoſſen.“

„Sie iſt gern gewährt worden.“

„Das habe ich gefühlt. Ich trenne mich ſchwer von hier.“

„Weiße es Traute denn ſchon?“

„Nein.“

„Alſo ganz plötzlich — es wird ihr ſehr leid thun — ſehr leid — aber wo iſt ſie?“

Sie zog die Glocke und fragte das eintretende Mädchen nach ihrer Entſein.

„Ich glaube, die gnädige Frau ſind noch im Salon.“

„Dann gehen Sie zu ihr, Peter. Und — leben Sie wohl. Der Herr behüte Sie.“

Sie forderte ihn weder zum Bleiben, noch zum Wiederkommen auf. Und ihre Stimme klang ſo matt, ſo einſörmig. Und ihre Hand, die er an ſeine Lippen gezogen, war kalt und lag ſchwer und kraftlos in der ſeinigen. Sie war alt geworden über Nacht. Schmerz und verletzter Stolz und Selbſtoorwürfe hatten ſie gebrochen.

Peter ging. Als er auf dem dunkeln Korridor ſtand, meinte er, ein eiſiger Hauch wehe ihm entgegen, die lautloſe Stille ringsum war ihm unheimlich. Ein kalter Schauer ging über ſeinen Körper. Als er einige Stufen hinuntergeſtiegen, blieb er ſtehen und ſah noch einmal zurück. Die niedrige Thür dort führte zu ſeinen Zimmern und gegenüber hatte Traute früher gewohnt. Früher als ſie Kinder waren. Als er ſie ſeine Braut nannte. Als er noch glücklich war. Noch glücklich? Würde er es nicht wieder werden? Würde ſie ihm nicht doch noch gehören? Und wollte er nicht herrſchen in dieſen alten, ehrwürdigen Räumen?

Leise nickte er mit dem Kopf und folgte dann raſch dem Mädchen, das ihn wiederholt verwundert angeblickt hatte. Es öffnete ihm dienſtbefliffen die Thür — die weibliche Bedienung ſchwärmte ausnahmslos für ihn — und entfernte ſich mit einem koquetten Knir.

Traute hatte erſtaunt aufgeſehen; ſie war ſo glücklich, ſo unausſprechlich glücklich, mit geſchloſſenen Augen hatte ſie dageſſen und geträumt — war ſie denn ſchon wieder da?

„Alſen?“

„Vor meiner Abreiſe, Traute —“

„Sie wagen es, noch einmal vor mich zu treten? Sie? Nach Allem was vorgefallen?“

Betreten ſah er ſie an. Er hatte geglaubt, ſie verzweifelt zu finden, ihr Troſt zu bringen, und ſie ſtand ihm kampfbereit gegenüber? Ja, empört war ſie aufgeſprungen, am ganzen

Körper bebend, und ihre Augen blitzten ihm aus dem bleichen Geſicht an, feindselig, haßerfüllt. Er hatte ihr den Geliebten rauben wollen? — Er war es, der ſich zwiſchen ſie geſtellt? Er wollte ihn verderben, hätte ihn herzlos zu Grunde gerichtet, wenn Ruprecht Holten die zum Schlage ſchon erhobene Hand nicht aufgehalten! Was hatte er ihm gethan, daß er ihn ſo verfolgte? Was hatte ſie ihm gethan, daß er ſie unglücklich machen wollte? Sie haßte ihn. Sie zitterte vor Haß und Empörung. Ganz dicht ſtand ſie vor ihm, die feinen Hände zu Häuften geballt. — „Wie können Sie es wagen!“

„Ich bitte Sie, Traute.“

„Warum ſind Sie hierher gekommen? Was haben wir Ihnen gethan, daß Sie ſo ſchlecht, ſo ungeheuer ſchlecht gegen uns handelnden? Wie einen Freund haben wir Sie willkommen geheißen und Sie haben uns mit Verrath gelohnt! Wie einen Bruder habe ich Sie geliebt, ehrlich und aufrichtig, und Sie — Sie wollten mir das Höchſte, das Köſtlichſte nehmen, was ich beſitze? Iſt denn Alles, Alles in Ihnen geſtorben, das Ihnen ein Recht gab, ſich dieſem Hauſe verwannt zu fühlen? Warum haben Sie mich belogen? Stündlich belogen? Warum ſind Sie noch einmal gekommen?“

Sie war außer ſich. Die Worte ſprudelten über ihre Lippen und je mehr ſie ſprach, deſto größer ward ihre Erregung, deſto mehr empfand ſie, was er ihr nehmen wollte, wie groß der Vertrauensbruch geweſen. Wie konnte einer von den Schläter's ſo erbärmlich handeln?

„Warum ſind Sie noch einmal gekommen?“ wiederholte ſie.

„Ich — ich mußte Sie ſehen, bevor ich ging,“ murmelte er dumpf, ohne die heißen Blicke von ihr zu wenden. „Ich wollte Ihnen ſagen, daß — daß —“

„Daß Sie bereuen, daß Sie erkennen, wie büblich Sie gehandelt? Wollten Sie das ſagen?“

„Nein,“ ſtieh er heifer hervor, „ich bereue nicht. Und ich würde dasſelbe noch einmal thun, und,“ rief er wild, „ſicher mit beſſerem Ausgang. Sie wiſſen, was geſchehen — man hat Sie davon unterrichtet — und ich bin zu ſtolz, zu leugnen oder nur mich zu vertheidigen. Warum ich es that? Weil ich Sie liebe, weil ich Sie gewinnen wollte.“

„Schweigen Sie!“

„Ich ſah, daß Sie unglücklich waren und wollte an die Stelle des Mannes treten, der ſich in meine Rechte geſchlichen. Ich ſehnte mich nach Glück, das nur Sie, nur Sie mir gewähren konnten.“ Voller Abſcheu wandte ſie ſich von ihm ab. „Deſhalb bin ich gekommen. Wenn Sie glauben, frei von jeder Schuld zu ſein, verdammen Sie mich.“

„Sie haben kein Recht zu einer derartigen Bemerkung.“

„Ich nehme es mir. Ich habe Sie geliebt, Traute, und liebe Sie noch, trotz Ihres Haſſes, trotz Ihrer Verachtung für mich. Ich liebe Sie mehr als jener, der Sie ohne Kampf errang; die Liebe für Sie bedeutet Leben.“

„Ich will nichts hören,“ unterbrach ſie ihn zornig.

„Ich bin auch zu Ende. Vielleicht wird die Zukunft Sie milder urtheilen laſſen. Leben Sie wohl, Traute. Ich glaube an keinen Gott, ſonſt würde ich für Sie beten. Wollen Sie mir nicht die Hand geben? Wir werden uns nie wiederſehen, Traute. Wirklich nicht?“ Er fragte dringend, angſtvoll, war dicht an ſie herangetreten, und ſie hätte kein Weib ſein müſſen, wenn ſie in ſeiner Liebe für ſie keine Entſchuldigung gefunden. Es lag etwas in ſeinem Antlitze, was ſie ſonſt erſchütter hätte.

Zögernd reichte ſie ihm die Hand, ohne aufzujehen. Es galt einen Abſchied für ewig. Sie hätte ſich's ſpäter nicht verzeihen können, ihm eine letzte Bitte vorſagen zu haben, das wußte ſie.

Einen Augenblick fühlte ſie ſeine heißen Lippen auf ihrer garten Hand, dann war er wortlos gegangen. „Wenn Sie glauben, frei von jeder Schuld zu ſein, dann verdammen Sie mich.“

meinte sie ihn sagen zu hören. Und sie fühlte es, sie war nicht frei von Schuld.

Wie im Traum schritt Alsen vorwärts, verließ er das Haus, das er mit so stolzen Hoffnungen betreten. Nun war Alles aus, Alles. Ein Zurück gab es nicht mehr. Seine ganze Zukunft hatte er einzig von diesem großen Erfolg abhängig gemacht, nur diesen einen Weg hatte er sich klar vorgezeichnet; mit einem Fehlschlagen hatte er nicht gerechnet. Es war nicht das Gut, das Geld, dessen Verlust er betrauerte, nicht einmal der Gedanke daran kam ihm. Nur sie war es, nur sie. Sie hätte die Macht gehabt, ihn aus dem bisherigen Leben herauszureißen. Durch sie, an ihrer Seite hätte er gestrebt, eine Stellung einzunehmen, die ihm die Achtung seiner Mitmenschen verschaffe und hätte sie verwaltet, wie es ein ehrlicher, arbeitsfreudiger Mann nur thun kann. Durch ihren Besitz wäre er geachtet worden. Er hätte Alles gethan, um ihrer würdig zu sein. Freudig hätte er jede Buße auf sich genommen. Nun war es anders gekommen, ganz anders. Traute liebte ihren Mann, ihre Liebe für ihn hatte hundert Entschuldigungen da, wo er gefehlt. Ihr Glück suchte sie in ihrem Gatten. Er fühlte, daß selbst das Urtheil der Welt nichtig für sie war. Sie hätte an ihn geglaubt, wenn sich auch Alle von ihm wandten. „Was thun? Er hatte kein Ziel mehr; keine Hoffnung, keinen Wunsch. Es gereute ihm, in das Leben zurückzukehren, das er heute hatte aufgeben wollen.

Was thun?

Bis tief in die Abendstunde hinein saß er in dem Hotelzimmer an dem nördlichen Schreibtisch und merkte nicht, daß es dunkel geworden und daß er allein war. Er hatte ja Gesellschaft, eine schreckliche, unheimliche Gesellschaft: Die Erinnerung!

Was hatte ihn hinausgetrieben aus dem heimathlichen Hause seines Oheims, wo er einst an der Seite Trautens, „seiner Braut“, der Geliebten seiner Kindheit, als Herr und Gebieter zu schalten gedachte? Vor sich sah er Trautens Vater, den strengen Chef der Firma Schlüter: — sein Körper bebte vor innerer Erregung, die Fäuste ballten sich — so war ihm auch Traute heute entgegengetreten. — Und Peters Vergehen? Verführung hatte den heißblütigen Jüngling umgarnt, die dumpfe Komptoirluft ersticke seinen sprudelnden Lebensmuth, er mußte hinaus, es den glänzenden Cavalieren gleichthun — die wachsenden Ausgaben, die Schuldenlast wollte er mit kühnen Speculationen decken, hinter den Rücken des Oheims, aber auf Mißho der Firma. Da, noch ehe er den erhofften gewinnbringenden Coup ausführen konnte, kam Alles an den Tag — unlautere Speculationen das Haus Schlüter! Trotzig stand Peter vor seinem Oheim, nicht ein Wort, eine Bitte um Verzeihung kam über seine Lippen, als ihm Trautens Vater für immer die Thüre wies, ihm, der „Schmach des Hauses!“ Aber draußen rannen heiße Thränen über des Jünglings Antlitz — er wußte, was er verloren. Niemand im Schlüter'schen Hause außer dem alten Redlich kannte den eigentlichen Grund von Peters Verlorenheit. Alle bedauerten ihn. Peter Alsen aber ward von Stund an ein Anderer. Glühender Haß gegen seinen einstigen Wohlthäter brannte in seinem Herzen — Rache schwur er dem ganzen Hause Schlüter. Nur die Macht dazu erst erlangen, die Macht durch Geld! Und nun begann das wilde, rücksichtslose Jagen nach Erwerb, gleichviel um welchen Preis! Da tauchen sie auf, die Gestalten der gramgebeugten Mutter und verzweifelten Töchter mit den thränenüberströmten Gesichtern — wie er sie hart von sich stößt, wie sie ihn umsonst um Barmherzigkeit anflehten. Männer hatten ihn gesucht, als sie ihm ihr Hab und Gut für seine früheren Gefälligkeiten verschreiben mußten, um wenigstens ihre Stellung zu retten, und wohin er sah, begegneten ihm drohende Blicke, wohin er sich wandte, drehte man ihm verächtlich den Rücken. Der Bucherer hatte keine Freunde und die ihn noch grüßten, mußten es, weil sie vor ihm zitterten.

(Schluß folgt.)

Die Preußen kommen!

Kleine Erinnerungen eines Oesterreichers von 1866.

Wenige Tage hatten genügt, die unbedingte Siegeszuversicht, von der die Bevölkerung Prags nicht minder erfüllt gewesen war als die übrigen Monarchie, in ihr gerades Geoeenthlich zu verkehren. Allerdings hatte es von Anfang an eine kleine Minderheit gegeben, die bei aller Vaterlandsliebe doch nicht so recht an den Sieg der österreichischen Waffen glaubte. Manche Offiziere,

die am schleswig-holsteinischen Feldzuge die Preußen „an der Arbeit“ gesehen, hatten in vertraulichen Unterhaltungen kein Geheul aus ihrer Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des preussischen Heeres gemacht und unter der durch Intelligenz und Weitblick ausgezeichneten deutschen Gesellschaft Prags gab es Mandanten, der durch geschäftliche und gesellschaftliche Beziehungen mit Norddeutschland einen tiefen Einblick in das wahre Kräfteverhältniß zwischen Preußen und Oesterreich gewonnen hatte. Aber die große Masse der Bevölkerung war zu Beginn des Krieges ganz auf den Ton gestimmt, den die Wiener „Patrioten“-Blätter von der „Bresse“ bis hinab zum „Ritterk“ und zum „Gansjörgel von Sumpoldskirchen“ angaben; dieser Ton kam durch nichts treffender gekennzeichnet werden, als das berühmte Wort eines hohen österreichischen Offiziers: „Unsere Offiziersburschen werden die ganze Potsdamer Wachtparade mit nassen Felsen in die Kludt jagen.“ Die nach Düppel und Alsen schier unbegreifliche Unterthänigkeit der Preußen erhielt bei der blinden Masse ihre Hauptnahrung durch eine zu dogmatischer Geltung gelangte „patriotische“ Legende: die Preußen, hieß es, dankten ihre Erfolge in Schleswig-Holstein nicht ihrer Tapferkeit oder guten Führung, sondern nur ihrer Schlaubeit; überall haben sie die Oesterreicher vorangeschickt und diese die eigentliche Kampfarbeit verrichten lassen, ihnen dann aber den Ruhm vor der Nase weggeschnappt. So sinnlos solches Gerede auch war, so wurde es doch allgemein nachgebetet und heute noch weiß ich sonst ganz kluge Leute in meiner österreichischen Heimath, die für Düppel und Alsen nur ein geringschätziges Lächeln haben: „Schwindel, nichts als Schwindel und Windbeutelerei, wir Oesterreicher sind die Dummen gewesen und haben bei Deversee, Friedericia und Weite die Kasanien aus dem dänischen Feuer geholt, die sich die Herren Preußen dann gut schmecken ließen.“

In solcher Geistes- und Gemüthsverfassung hatten die guten Prager vor leidenschaftlicher Neugier die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartet und zunächst sich mit allerhand Ruhmredereien über brillante Vorpostengefechte und insbesondere Husarenstücken von beispielloser Kühnheit, dann mit den lügenhaften Siegesbulletins über die Einleitungsgesechte an der Nordgrenze patriotisch figeln lassen. Wenn vereinzelte Skeptiker darauf aufmerksam machten, es sei doch eigentlich verwunderlich, daß man den Krieg nicht ins feindliche Land getragen, sondern die Preußen durch die leicht zu vertheidigenden Grenzpässe widerstandslos ins Land hereingelassen habe, wurde ihnen mit mitleidiger Ueberlegenheit bedeutet, das sei ja eben das besonders eine an dem vielbesprochenen geheimen Feldzugsplane Benedek's, daß er die Preußen ins Land herein lasse, um sich dann mit unwiderstehlicher Wucht auf sie zu werfen und sie an den Gebirgen in ihrem Rücken zu erdrücken. Noch eine große patriotische Freude war der hocherregten Bevölkerung beschieden, die Siegesstunde von Custozza; doch nur zu bald kamen die ersten Dämpfer auf die hochgemuthete Stimmung. Zunächst wurde man stutzig, als die ersten Verbundenen aus den Gefechten bei Nachod und Skalitz in Prag eintrafen und von dem entsetzlichen Kugelregen erzählten, der sich aus den preussischen Zündnadelgewehren über unsere noch mit Vorderladern bewaffneten Truppen ergossen habe. Freilich wollte auch jetzt noch Niemand an die Möglichkeit einer Niederlage glauben. Aus irgend einem Patriotenärmel geschüttelt, verbreitete sich, kritisch von Einem dem Andern nachgezählt, die Sage, die Preußen schossen zwar sehr schnell, aber viel zu hoch; Beweis dafür die „Thatsache“, daß sehr vielen Oesterreichern die den oberen Tschafhorand überragende Cocarde ab- oder glatt durchgeschossen worden sei. Der berühmte österreichische Bajonetangriff habe sich wiederum als unwiderstehlich erwiesen, ganze preussische Regimenter seien von Compagnien, die mit gefälltem Bajonett vorgingen, über den Haufen gerannt und zermalmt worden. Noch am 30. Juni, einem Samstag, herrschte im Allgemeinen diese siegesichere Stimmung, der darauffolgende Sonntag brachte ein entsetzliches Erwachen.

Meine Eltern — der Vater war Lehrer an einer kaiserlichen Schulanstalt — wohnten auf der Kleinsseite in der Spornergasse in dem „zum Oha“ genannten Hause gegenüber der Rajetanerkirche, einem unter Kaiser Joseph säkularisirten Nonnenkloster, das etwa dreißig Methparthien beherbergte. Um 7 Uhr früh, wir lagen noch alle in den Federn, wurde an unserer Wohnungsthür geklopft. Der frühe Besucher war ein auf demselben Flur wohnender Statthaltereibeamter, der eben vom Nachtdienst heimkam und dem Vater die Botschaft brachte, er möge sich unverzüglich zur Landeskasse begeben, um dort sein Gehalt für zwei Monate im vorhinein zu erheben. „Na, warum denn, was ist denn geschehen?“ „Die Preußen kommen!“ war die Antwort, „vielleicht schon in ein paar Stunden sind sie da, längstens bis

9 Uhr werden die kaiserlichen Kassen geschlossen und in Sicherheit gebracht.“ Die Preußen kommen! Finker sind ich und meine Geschwister nie wieder in unserem ganzen Leben aus den Federn und in die Kleider gefahren, als an jenem 1. Juli 1866. Blizschnell hatte sich die Schreckenskunde in dem ganzen weitläufigen Gebäude, das ein mächtiges, durch einen Mittelbau in zwei Hälften getheiltes Viereck bildete, verbreitet; wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen fuhr alles wirr und fassungslos durcheinander. In allen Wohnungen begann ein Bücken und Räumen, wie bei einer Feuersbrunst, dazwischen ein Wehklagen und Jammern, als sollte es jedem Einzelnen an Leib und Seele gehen, hin und wieder auch einiges Geschimpfe über den vorher förmlich vergötterten Benedek, Clam-Gallas und die andern Generale der Nordarmee, daß sie es unterlassen, „die Preußen“ zu Paaren zu treiben. Am bestürztesten waren einige Mütter erwachsener, mehr oder minder hübscher Töchter. „Die Mädels müssen vor den Preußen in Sicherheit gebracht werden.“ war einmüthige Meinung, nur über das Wie gingen die Ansichten auseinander. Meine Mutter, die für meine älteste, damals achtzehnjährige Schwester zitterte, befürwortete in einem improvisirten Kriegsrath der Mütter Verschickung der Mädchen aufs Land, andere riefen, die Töchter auf dem Dachboden oder im Keller zu verbergen, wieder andere, sie in Knabenkleidung zu stecken. Mein Vater, der inzwischen von dem wichtigen Gang zur Landeshauptkassse heimgekehrt war, beruhigte die verstörten Frauen gemüth, indem er betonte, daß es doch nicht Kosaken, Tataren, Baschkiren oder Banduren seien, die erwartet würden, sondern Deutsche, Angehörige einer gesitteten Nation, von denen doch nichts Schlimmes für den einzelnen friedlichen Bürger, am allerwenigsten für Frauen und Mädchen, zu befürchten sei. Allmählich gelang es seinen klugen Reden, die fassungslosen Frauen zu beschwichtigen, so daß sie sogar auch von der im ersten Schrecken beschloffenen und theilweise bereits begonnen Vergrabung oder Einmauerung ihrer Silber-, Schmuck- und sonstigen Werthsachen Abstand nahmen.

Während sich in den meisten Häusern der hundertthürmigen Moldaustadt ähnliche Szenen abspielten, wie in dem unsern, begann der Auszug der kaiserlichen Behörden und Organe, der von Viertelstunde zu Viertelstunde immer mehr das Gepräge einer sinn-, würde- und regellosen Flucht annahm, der sich bald auch ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung anschloß. In allen kaiserlichen Kasseleien wurden Kisten gepackt und in mächtigen Bündeln auf eiligst requirirte Gefährte verladen, die wenigen noch in der Stadt befindlichen Truppenabtheilungen und die gesammte Polizei marschirten zur Stadt hinaus dem Westbahnhof zu, um mittels Eisenbahn nach Billen in Sicherheit zu gelangen. Es war eine kleine Völkerverwanderung, die sich stundenlang durch das Auge der Thor und die Vorstadt Smichow zum Bahnhof ergoß; endlose Wagenzüge, vereinselte Reiter, Rudel von Pferden, die den preußischen Requisitionen entzogen werden sollten, dazu Tausende von Fußgängern, die in ängstlicher Hast alle denselben Ziele austreuben, Alles in Allem ein Bild einer Panik, das Jedem, der es gesehen, bis ans Ende seiner Tage unermeglich bleiben mußte. Stunde um Stunde verrann in angstvoller Erwartung des Feindes. „Weiße Fahnen ausstecken!“ Von wem die Losung ausging, weiß ich nicht, aber es dauerte nicht lange, da flatterte beinahe von jedem Dachgiebel eine weiße Fahne, wozu meist in der Eile ein Vadelaken oder ein Bettuch herhalten mußte. Auf Thürmen und überragenden Dachböden hielten mit Berspektiven oder Operngläsern bewaffnete Leute scharfen Ausguck, um die anrückenden Preußen zu erspähen. Gegen 2 Uhr Nachmittags verbreitete sich plötzlich der Ruf: „Sie kommen, sie kommen! Man sieht schon ihre Bichelhauben blitzen!“ In beschleunigter Hast drängten die flüchtenden Hausen zum Auge der Thore hinaus; wer mit dem Abzug noch gesäumt hatte, schloß eiligst Kanzlei- oder Wohnungsthür ab und machte sich auf den Weg nach dem Bahnhof. Aber es war ein blinder Schreck, wie sich bald herausstellte — nicht Preußen waren es, die in kleinen Trupps gegen die Stadt heranmarschirten, sondern kaiserliche Gendarmen, die sich aus der Umgegend gegen Prag zusammenzogen, um an der allgemeinen Flucht theilzunehmen; ihre Helme waren von den Spähern irrtümlich für preußische Bichelhauben gehalten worden.

Und wieder verrann in bangem Harren Stunde um Stunde, die Sonne neigte sich bereits stark gen Westen, noch immer waren die Preußen nicht da. Der letzte Soldat, der letzte Gendarm, der letzte Polizist war aus der Stadt verschwunden, unbemerkte Stille herrschte in den Straßen. Und nun kam die jähere Sorge um die öffentliche Sicherheit herangeschlichen und erfaßte auch die muthigsten Herzen. In den tschechischen Arbeiter-

und Böbelquartieren am Bobfska, am Frantischek and in den Vorstädten gab es Tausende, roher, durch erzwungenen Müßiggang und Nahrungsnoth verwilderter Gesellen, denen wohl zuzutrauen war, daß sie die Abwesenheit jeder gesetzlicher Autorität zu Gewaltthaten mißbrauchen würden. Ihnen war die Stadt preisgegeben, wenn nicht bald die Preußen kamen und ihre eiserne Hand auf das zuchtlose Volk legten. Aber mindestens für heute Nacht mußte Vorsorge getroffen werden, morgen würden die Preußen doch gewiß einrücken. Gewiß? Hoffentlich! An jenem Sonntag Abend hat gar mancher wackere Prager Bürger, der sonst eben nicht viel von den Preußen hielt und sie noch vor wenigen Stunden in's Besserland gewünscht hatte, Wellingtons Stoßfeuer von Mont Saint Jean und unbewußt citirt oder doch in einer den Verhältnissen angepaßten Form variirt. Am Spätnachmittag ging eine zugleich beruhigende und beunruhigende Botenschaft von Haus zu Haus: das k. k. privilegierte Bürgerkorps werde die vom Militär geräumten Hauptwachen in den Prager Städten, sowie die Thorwachen beziehen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit in den Straßen werde jedoch an die Mitwirkung der Bevölkerung appellirt; Patrouillen, aus je zwei oder drei Bürgerschützen und fünf und sechs ad libitum bewaffneten Männern aus der besseren Bevölkerung, würden Nachts die Straßen durchstreifen, kein Erwachsener möge sich diesem Dienste entziehen. Das Bürgerkorps, zumeist aus ehrsamem Handwerkern bestehend, die in ihren operettenhaft-martialischen Uniformen wunderbar genug aussehen, besteht heute noch zum Gaudium aller Schächer unfreiwilliger Komit und zieht bei Professionen und Leichenbegängnissen mit ernsthaft gemeintem Pomp auf, veranstaltet sogar alljährlich eine „kriegsmäßige Uebung“, bestehend in Belagerung und Eroberung eines vor der Stadt gelegenen Dorfwrithshauses. Dieses Korps erfreute sich schon in jener noch wesentlich patriarchalischen Zeit einer vorwiegend heiteren Berühmtheit. Allein in diesen Stunden angstvoller Beflommenheit schöpfte man sogar aus seinem Eintreten für die entflohenen Truppen und Polizisten Trost, es war wenigstens ein Schein von Sicherheitsgewähr, die die wackeren Gevatter Schneider und Handschuhmacher in Värenmüße oder Federhüt boten. Dagegen wirkte der an die Männer gerichtete Aufruf zu nächtlichem Patrouillendienst erschreckend auf die Frauen und wohl auch manden nicht zum Selben veranlagten Bürger, der nun plötzlich zu etwaigen Tapferkeitsproben berufen wurde. Mein Vater, der schon im „tolen Jahr“ als Nationalgardist Waffendienst geleistet hatte, folgte ohne Zögern dem Appell an seinen Bürgerjenn und begab sich, nur mit einem derben Stod bewaffnet, auf den ihm angewiesenen Sammelplatz. Wir Kinder, denen nur das Abenteuerliche des Vorganges in die Augen stach, sahen mit einer Art freudigen Stolzes, wie unser Vater auszog, die Stadt hüten zu helfen. Unsere gute Mutter aber, der alle möglichen Fährlichkeiten, denen der Vater bei nächtlichem Geseht mit Stroichen ausgesetzt sein konnte, lebhaft vorjuchweten, nahm von ihm einen thränenreichen Abschied, an den ich späterhin immer denken mußte, so oft ich den Abschied Andromachens von Hektor las oder ihn bildlich dargestellt sah. Zum Glück verließ die Sache an jenem 1. Juli 1866 minder tragisch, als dreitausend Jahre vorher an den Ufern des Stamander. Als wir Kinder am nächsten Morgen nach bombenfest durchschlagener Nacht beim Frühstückstisch erschienen, fanden wir den Vater wohlbehalten vor. Freilich mußten wir zu unserer Bestürzung gewahren, daß sein gestern noch ganz dunkles Haar heute von zahlreichen Silberfäden durchzogen war. Der patriotische Schmerz über das Unalück der österreichischen Waffen und die Sorge um die nächste Zukunft hatten sein Haupt über Nacht gebleicht.

Der Montag verging, kein Preuzke zeigte sich. War Alles nur ein blinder Schrecken gewesen? Stand es am Ende gar noch nicht so schlimm um unsere Armee? Und der Dienstag kam, der 3. Juli. Es war etwa 10 Uhr Vormittags, da kam unser Dienstmädchen, eine Slawin, das Holz aus dem Keller holen sollte, ganz erregt ins Wohnzimmer gestürzt: „Gnä Frau, bitt ihna, kummens in Keller, hört me schießen! Muß sein große Schlacht mit die Preiß, hört me jede Schuß!“ Wie der Wind schoß ich die Treppe hinab über den Hof in den ziemlich tief gelegenen Keller, wo ich bereits einige Hausbewohner in den wunderlichsten Stellungen und Lagen, das Ohr dem Boden nähernd, vorfand. Ich folgte ihrem Beispiel und wirklich vernahm ich ganz, ganz leise dumpfe Schläge, die offenbar aus sehr, sehr weiter Entfernung kamen, bald vereinselt, bald in rascher Aufeinanderfolge. Ich habe späterhin manche gelehrte Auseinandersetzung gelesen, daß die Erde den Schall eines Kanonenschusses höchstens zwei bis drei Meilen weit fortpflanze.

Mag sein, daß dem wirklich so ist, aber Thatsache ist, daß an dem Tage, da bei Königgrätz Preußens und Oesterreichs Heere eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts schlugen, in dem stillen Keller des „Oha“-Hauses zu Prag vielleicht zehn Personen gleichzeitig stundenlang jenen seltsamen Geräuschen lauschten, von denen sie die unwandelbare Ueberzeugung hegten, daß sie der letzte Nachhall des Artilleriefeuers von Ochlum gewesen seien.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die Gattin des Präsidenten Krüger ist ebenso merkwürdig in ihrer Art wie ihr Gatte, welcher Europas überlindeter Diplomate doch wahrlich einen Posten nach dem andern gespielt hat. Frau Krüger ist ein Weib. Daß ihr Gatte Millionen besitzt und mit Manchem zu verkehren hat, der den Werth eines Weibes nicht zu schätzen versteht, kümmert sie nicht. Sie bleibt in ihrem Umkreis, und deshalb ist sie groß. Es genirt sie nicht, den Gästen ihres Gemahls aufzuwarten, die Schürze als einfache Hausfrau umgebunden. Frau Krüger ist auch eine sparsame Hausfrau. Es ist ihr Stolz, daß der Haushalt nicht mehr als 400 Litrl. das Jahr verschlingt. Selbst beim Waschen legt Frau Krüger Hand an. Das ist am Ende auch nichts Entbehrliches. Dabei bleibt Frau Krüger, was sie ist. Die meisten Menschen verlieren, wenn man sie näher kennen lernt, sie gewinnt.

Federschmuck. Da das beliebteste Material zum Schmuck der Damenhüte neben den Blumen wieder schöne Federn sind, so darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Sitte, sich mit dem buntfarbigem Gefieder der Vögel zu schmücken, schon eine uralte ist und in allen Zonen gefunden wird. Die Federn der Vögel und die Blumen der Erde waren ja der erste Schmuck des aus dem Naturzustande tretenden Menschen. Heute noch zieren sich damit der Indianer, Afrikas Bewohner und die Brahma anbetenden Asiaten. Gleich dem Südeuropäer wählt die Modedame sich Federschmuck. Aus der ältesten Zeit erfahren wir durch Uebersetzungen, daß man in Aegypten Federaufsätze zur Gottesverehrung benutzte, Hebräern und Griechen waren Federn hohe Ehrenzeichen. Straußfedern bildeten den Kränze der vornehmen Römerin. Im Mittelalter zierten Federn die bligenden Helme der Ritter und den feurigen Kappen der Edelfrau. In China kennzeichnen Pfauenfedern den Rang des Mandarins. Straußfedern waren schon im zwölften Jahrhundert sehr beliebt und bildeten in Italien einen besonderen Handelsartikel. Reiher- und Maraboufedern erfreuten sich schon immer größter Beliebtheit. Das Tragen ganzer Vogelleiber ist eine Schwermodeverrichtung und keine deutsche Frau oder Mädchen sollte dieser eigentlich rohen Mode huldigen. Schwarze Reiherfedern sollen einst in Frankreich mit 1-6000 Livres bezahlt worden sein, auch graue Federn waren sehr beliebt. Vom Reiher benutzt man vor Allem Hals- und Kopffedern, vom Strauß die Schwanzfedern. Fest ist besonders Livorno ein Handelsplatz für Straußfedern. In Algier züchtet man Strauße wegen der Federn. Niemand wird leugnen, daß das Färben der Federn zu einer wirklichen Kunst gediehen ist.

Audienz bei einer wilden Königin. Der französische Journalist Blavet beschreibt eine Audienz bei der Königin Manavalo von Madagaskar. Sie ist den Journalisten nicht gewogen, weil sie sich erlauben, ihr Thun und Lassen ungenirt zu erörtern und zu beurtheilen. Die Königin empfing Blavet dennoch huldvoll, weil ihn der Generalkredenz selbst vorstellte. Die Königin trug ein kirchliches Kleid mit cremefarbenen Puffeneinsätzen und sah auf einem Lehnstuhl aus vergoldetem Holz, der mit hochrothem Sammet überzogen war. Die Damen und Herren ihres Hofes, die in dem dürftig ausgestatteten Gemach saßen und standen, hatten jeder Spudnapfe vor sich, deren sie als unermüdete Tabakkauer sehr bedürfen. An dem Thronesfel lehnte eine Riesepuppe, die allein nicht Tabak kaute; Manavalo sah, daß der Blick des Besuchers auf der Puppe haften blieb, und sagte, wie um sich zu entschuldigen: „Dieses Spielzeug gehört nicht mir, ich bin über das Alter hinaus, wo man mit der Puppe spielt.“ Jedermann weiß aber, daß die Königin große Freude daran hat, die Puppe, welche der General Duchesne ihr mit einer ganzen Ausstattung geschickt hat, an und auszuziehen. Manavalo lächelte gern einmal nach Paris, aber sie seufzt: „Es liegt zu weit, zu weit von hier.“

Schlangentötende Pflanzen. Doktor Leveille erzählt ein Erlebnis des Botanikers am Colonialpark von Pondichery Sada, das, wenn es auf Wahrheit beruhen sollte, die oft aufgestellte und vielbeschworene Behauptung bestätigen würde, daß die afrikanischen und asiatischen Gaultler, welche ohne scharfe Vorsichtsmaßregeln mit Giftschlangen umgehen, sich durch einen Pflanzenwurz gegen die Folgen von Bissen zu schützen vermögen. Sada beobachtete, wie ein Chamäleon von einem Skorpion verundet wurde. Alsbald habe es nach einer Aristolochia-Staude gesucht und eifrig von deren Blättern gestressen. Nachdem es sich dann von der Verwundung erholt, habe es mit einem Stück der Staude den Skorpion in die Flucht getrieben. Eine Cobra, deren Kopf mit Blättern der genannten Pflanze bedeckt wurde, wurde

davon betäubt und war mit Leichtigkeit zu tödten. Ein Aufguss der Aristolochia-Staude soll von den Ostindern zu denselben Zwecken verwendet werden, wie bei uns das Insektenpulver. Trotzdem klingt die Erzählung des Herrn Sada etwas abenteuerlich und die Ansicht von Frazer und Calmette, die sich auf die neuesten Erfahrungen stützt, der zufolge die Giftigkeit der Schlangengift durch wiederholte Einimpfung des Giftstoffes erzielt werde, scheint immer noch am meisten für sich zu haben.

Wie viel Bier und Wein darf man trinken? Diese schwierige Frage sucht an der Hand wissenschaftlicher Forschungen Professor Ziehen in Jena zu beantworten. Seine Schrift wird vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Hildesheim für 20 Pfg. verandt; sie behandelt besonders auch die Einwirkung der geistigen Getränke auf das Nervensystem. Ziehen kommt zu dem Ergebnis, daß auch der gesunde erwachsene Mann keinen Brantwein oder Liqueur genießen sollte, da diese immer mehr oder weniger Fuselöle enthalten. Die schwere Nervengifte sind. An Aethylalkohol seien dem gesunden Erwachsenen 30-40 g zu gestatten; das bedeutet ein Liter leichteres Lagerbier oder $\frac{3}{10}$ bis $\frac{4}{10}$ Liter Weiswein. Kindern bis zu 15 Jahren ist der Alkohol gänzlich zu entziehen, er schadet ihnen mindestens ebenso wie die Cigarette; ebenso ist allen Kranken die völlige Enthaltung anzurathen. Auch empfiehlt es sich, nicht täglich die gestattete Dosis einzunehmen, sondern sich durch öfteres Fasten zu stärken und zu prüfen. Eine gelegentliche Ueberschreitung des angetathenen Maßes ist nicht so gefährlich, wie wenn der Körper Tag für Tag, Jahr für Jahr den Alkohol nicht los wird.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Proschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das Juni- und das Juli-Heft von **Welhagen u. Klafings Monatsheften** enthalten wieder eine reiche Fülle von interessanten Erzählungen, illustrierten Aufsätzen und Abbildungen aller Art. Der Berliner Gewerbeausstellung sind zwei reich illustrierte Artikel gewidmet: „Die Architektur auf der Ausstellung“ von Alexander Wehling und „Alt-Berlin“ von Richard George, beide illustriert von Curt Hgbe. Zumal die Aquarell-Drucke zu Alt-Berlin sind sehr beachtenswert. Der Millenniumsausstellung in Pest wird ein ebenfalls reich illustrierter Aufsatz von Carl von Vincenti gerecht. Ein Artikel von J. Girgensohn über Gustav Wasa knüpft an das diesjährige vierhundertjährige Jubiläum des schwedischen Nationalhelden an. Erwähnt seien noch die Aufsätze über Schwerin-Ludwigslust, über die Schwarzwälder Ubrinduitrie und über das Leben an Bord eines Südamerika-Dampfers. Außer diesen illustrierten Artikeln enthalten die beiden Hefte wieder zahlreiche Einheitsbilder, Studien und Skizzen der Meister alter und neuer Zeit. Zu dem ausgesprochen realistischen Roman von Hans von Kahlenberg: „Mifere“ bildet die im Stil einer Liebesnovelle gehaltene Erzählung „Hypoosis perennis“ ein sehr anmuthiges Gegenstück. Der Verfasser der sich M. C. nennt, dürfte den österreichischen Kavalierkreisen angehören, der Inhalt und die echt wienerische Sprachfärbung der Novelle lassen wenigstens darauf schließen. Ganz reizend ist die Skizze von Alexander von Roberts: „Kindertlieb“. Um auch die Romanbeilage nicht unerwähnt zu lassen, sei darauf hingewiesen, daß der große historische Roman aus den letzten Regierungsjahren Jakobs II. von England: „Mica Clarke“ von Conan Doyle in den beiden Heften um ein tüchtiges Stück gefördert worden ist.

— Zu den Bayreuther Festspielen kommt noch rechtzeitig ein Buch heraus, das den Besuchern derselben als das beste Wagner-Vademecum nicht warm genug empfohlen werden kann. Ein sachmännisches und zugleich populär geschriebenes ershöpfendes Buch über Richard Wagner und seine Werke fehlte bisher. Diese Lücke wird nun ausgefüllt durch das von dem deutsch-amerikanischen Schriftsteller H e i n r i c h T. F i n d — dem Autor des auch in Deutschland weit verbreiteten Buches „Romantische Liebe und persönliche Schönheit“ — verfaßte Werk: **Wagner und seine Werke.** Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen“ (Deutsch von Georg von Stal), dessen erster, mit einem Portrait Wagner's geschmückter Band schon erschienen ist und dessen zweiter Band noch rechtzeitig vor Beginn der Bayreuther Festspiele herauskommen wird. Find unterzog sich der Riesenaufgabe, 20 Jahre hindurch alle nur erreichbaren Dokumente über Wagner zu sammeln und unter Hinzufügung von bisher noch nicht veröffentlichtem handschriftlichem Material, wie es die Mittheilungen von Anton Seidl und Heinrich Vogl, „Desterleins Wagner-Museum“ und besonders „Wagner's Briefe an Theodor Thomas“ boten, das gesammte kolossale Material zu einem Werke zu verarbeiten, welches ein vollständiges Wagner-Vademecum bildet, da es alle Opern Dramen der Reihe nach in erschöpfender Weise beschreibt und bespricht. Das handliche Format des Werkes (Breslau, Schlei. Buchdruckerei vorm. Schottländer) gestattet, die Bändchen zur Orientirung in's Orenhaus mitzunehmen; der billige Preis von 3,00 Mk. bezw. 3,75 Mk. für den Band wird dazu beitragen, dem bedeutenden hochinteressanten Werke Eingang in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zu verschaffen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.